

## BUCHBESPRECHUNGEN

*Bernd-Christian Otto: Magie. Rezeptions- und diskursgeschichtliche Analysen von der Antike bis zur Neuzeit* (= Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten; Bd. 57) Berlin/New York: De Gruyter 2011, XII+699 S.

Magie zählt zu den viel benutzten und meistmissbrauchten Begriffen der Religionswissenschaft, offenbar „unausrottbar“. Und das, obwohl er hoch normativ aufgeladen ist, entweder – in der Semantik von Bernd-Christian Otto – negativ als „Ausgrenzungsdiskurs“ oder positiv als „Aufwertungsdiskurs“ (und damit als Identifikationsbegriff). Dass dies ein massives Problem für eine Disziplin darstellt, die sich in ihrem Selbstverständnis eines wertenden Begriffsgebrauchs enthalten muss, ist klar. Otto indiziert dieses normative Problem im Rahmen einer Durchsicht der Geschichte des Gebrauchs des Magiebegriffs von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, wie schon andere vor ihm. Er nimmt seinen Ausgangspunkt im Horizont diskursanalytischer Verfahren bei George Frazer und Emil Durkheim. Sie benutzen den Magiebegriff als Ausgrenzungsterminologie, um eine evolutionäre Religionsgeschichte zu konstruieren, deren Telos im (christlichen) Europa liegt und in der Magie zu einer überwundenen Stufe auf der Fortschrittsgeschichte hin zu „Religion“ und schließlich „Wissenschaft“ wird. In sechs historischen Rückblenden dokumentiert Otto den normativen, meist abwertenden, in der Neuzeit aber auch häufiger positiven Gebrauch des Magiebegriffs: im klassischen Griechenland (Platon), in der römisch-lateinischen Antike (Plinius d. Ä., Apuleius), bei Augustinus, in neuplatonisch eingefärbten Papyri und in ihrem Umfeld (Plotin, Jamblichus), in der Renaissance (Ficino, Pico della Mirandola) und im 19. und 20. Jahrhundert (Eliphas Lévi, Blavatsky, Crowley).

Otto macht klar, dass weder die ausgrenzende noch die aufwertende Nutzung des Begriffs das wissenschaftstheoretische Problem des normativen Erbes in der Semantik des Magiebegriffs (natürlich) lösen. Nun ist eine normativ eingefärbte Tradition eines Begriffs im Prinzip kein Problem, vorausgesetzt, dass dies bei einem analytischen Gebrauch bedacht und hinsichtlich der analytischen Nutzung intentional eliminiert wird. Unter dieser Bedingung könnte man gegen die Nutzung des Magiebegriffs nichts einwenden, aber selbst gegen einen derart reflektierten Begriffsgebrauch sprechen gute Gründe. Zum einen ist die Gefahr bei den Rezipienten riesengroß, dass doch wieder normative Gehalte mitgehört werden, zum anderen droht angesichts der widersprüchlichen Normierungen, dass gerade die nicht explizit ausgeschlossene Normierung präsent bleibt. Otto zieht namentlich aus dem letztgenannten Befund die Konsequenz, Magie sei ein „leerer Signifikant“ (S. 24). Dieser Position ist meines Erachtens zuzustimmen.

Allerdings bleibt ein Problem bestehen, wenn man einen Begriff wie Magie ausschließlich als Produkt von Diskursen bestimmt: die Auflösung aller inhaltlichen Festlegungen von „Magie“ in akademische Luft. Es bleibt demgegenüber legitim, einen inhaltlichen Magiebegriff für präzise und sehr eng definierte Sachverhalte zu benutzen. Angesichts der langen und tiefsitzenden normativ aufgeladenen Begriffsgeschichte ist man aber besser damit beraten, Ersatzbegriffe zu suchen, die das Gemeinte beschreiben. Ottos Arbeit liest man im Blick auf diese Diskussion mit großem Gewinn. Nur leichter hätte es uns der Autor machen können. Trotz der offenbar schon von den Gutachtern durchgesetzten Kürzung leidet das Buch unter einem weitschweifigen Stil.

Bonn

Helmut Zander

Ronnie L. Littlejohn: *Confucianism. An Introduction*, London/New York: I. B. Tauris 2011, xxiv+231 S.

Das ostasiatische Wirtschaftswunder veranlasste zahlreiche Wissenschaftler, den Hintergründen jener beeindruckenden volkswirtschaftlichen Dynamiken nachzuspüren. Fündig wurde man rasch in einer scheinbar länderübergreifenden axiologischen Grundlage, die als ideologischer Motor des rasanten Fortschritts in dieser Region deklariert wurde: dem Konfuzianismus.

Dass es sich hierbei um einen allzu simplifizierenden Schnellschuss handelte, ist indes selbst den glühenden Verfechtern der ersten Stunde bewusst geworden, doch hält sich der postulierte Kausalzusammenhang beharrlich in den gängigen Diskursen. Das Studium der konfuzianischen Tradition war jedenfalls beflügelt und zahlreiche Einführungswerke fanden vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten ihren Weg an eine breite Öffentlichkeit. Der vorliegende Band ist der jüngste Versuch, die vielen Facetten einer knapp 2500 Jahre alten Tradition verdaulich und in aller gebotenen Kürze darzustellen. Die Konkurrenz der letzten Jahre kann sich durchaus sehen lassen, allen voran Xinzhong Yaos „An Introduction to Confucianism“ (2000), John H. Berthongs „Transformations of the Confucian Way“ (1998), aber auch Lee Dian Raines „Confucius & Confucianism: The Essentials“ (2010), welche zweifellos die Messlatte hoch ansetzen.

Der Autor Ronnie L. Littlejohn (geb. 1949) ist Professor für Philosophie an der Belmont University in Nashville, Tennessee, und Direktor des asienwissenschaftlichen Studienganges ebendort. Nach seinem 2009 in derselben Reihe publizierten „Daoism: An Introduction“ legt Littlejohn nun eine Einführung vor, die das zweite weite Feld seines Forschungsinteresses absteckt und sich erneut ambitioniert zuvorderst an eine kritische aber nicht-spezialisierte Leserschaft wendet, was den Band zwischen die anspruchsvollen Detailstudien von Yao und Berthong und allgemeingehaltener Literatur, wie John H. und Evelyn Nagai Berthongs „Confucianism: A Short Introduction“ (2000), Jennifer Oldstone-Moores „Confucianism“ (2002) oder Rodney L. Taylors „Confucianism“ (2004), platzieren soll.

In zehn Abschnitten verhandelt der Autor seine diachrone Aufarbeitung der konfuzianischen Tradition mit einem Fokus auf die Besonderheiten der Lehren namhafter Exponenten. Der Streifzug führt von den klassischen Denkern der Frühzeit bis zu ausgewählten Protagonisten des so genannten Neukonfuzianismus, wobei Littlejohn auch die Entwicklungen in Korea und Japan nicht unberücksichtigt lässt. Das erste Kapitel sucht die Grundlagen der Entstehung des Konfuzianismus zu skizzieren und diskutiert die Lebensumstände Kongzis (tr. 551-479 v.u.Z.) vor dem Hintergrund des geistigen Klimas der Zhou-Dynastie (~1045-256 v.u.Z.). In einem zweiten Schritt analysiert der Autor die gesammelten Gespräche Kongzis, kurz *lunyu*, und speist seine Erörterungen zu Kongzis Lehre vor allem aus jenen Teilen des Texts, die am Ehesten bis in dessen Zeit zurückdatiert werden können. Der dritte Abschnitt präsentiert äußerst gestrafft die Glanzpunkte der klassischen Periode und rekurriert dabei auf Persönlichkeiten wie Mengzi (tr. 372-289 v.u.Z.) oder Xunzi (~313/298~238 v.u.Z.). Das Folgekapitel richtet das Augenmerk auf die *han*-zeitliche Entwicklung des Konfuzianismus und dessen Auseinandersetzung mit der daoistischen Tradition. Kapitel V vertieft jene Diskussion, betont aber mitunter die Absorption daoistischen Denkens, was die knappe Auseinandersetzung mit der Lehre Wang Bis (226-249) eindringlich veranschaulichen soll. Kapitel VI beleuchtet die *tang*-zeitliche Adapti-

on konfuzianischen Denkens vor der Folie buddhistischer Expansion und exemplifiziert dies durch die Lehren Han Yus (768-824). Der nächste Abschnitt widmet sich den großen Namen der neokonfuzianischen Renaissance von Shao Yong (1011-1077) bis hin zu den Cheng-Brüdern, derweil Kapitel VIII die Diskussion insbesondere auf Zhu Xi (1130-1200), den unbestritten prominentesten Vertreter *song*-zeitlicher Revitalisierungsmaßnahmen richtet. Kapitel IX nimmt in einem Exkurs die grundlegenden Charakteristika des Konfuzianismus in Korea und Japan unter die Lupe und setzt fort mit ausgewählten Aspekten der weiteren Entwicklung in China bis zum Beginn der Republik (1912-1949). Das abschließende Kapitel skizziert unterschiedliche Positionen – Liang Shuming (1893-1988), Kang Xiaoguang (geb. 1963) und Du Weiming (geb. 1940) – innerhalb der neokonfuzianischen Bewegung und verdeutlicht in welcher differenzierter Beschaffenheit der Konfuzianismus im 20. und 21. Jahrhundert in Erscheinung tritt.

Formal zeigt sich die Einführung weitestgehend solide und unterstreicht die sinologische Expertise des Autors. Die Romanisierung des Chinesischen (*Hanyu Pinyin*) ist fehlerlos und findet sich zudem nebst den korrespondierenden chinesischen Schriftzeichen in einem hilfreichen, aber lückenhaften (japanische und koreanische Begriffe sind ausgespart) Glossar wieder. Die Umschriften des Japanischen und Koreanischen sind hingegen inkonsequent und irreführend, zumal diese aus diversen Transkriptionssystemen entlehnt wurden.

Die Diskussion folgt merklich einem roten Faden, setzt vereinzelt sehr interessante Akzente (zum Beispiel das Wechselverhältnis zu anderen Traditionen) und markiert zumeist nachvollziehbare Schwerpunkte, bleibt bisweilen aber unpräzise (zum Beispiel Konfuzianismus in Korea und Japan) beziehungsweise summarisch (zum Beispiel früher Konfuzianismus) und gelegentlich unsauber (zum Beispiel S.122 die Cheng-Brüder als Neffen Zhou Dunyis, S.156 *tohak* als *daoli*). Die beigegefügtten Bilder sind ob ihrer unzureichenden Qualität nur bedingt hilfreich.

Littlejohns Beitrag wird seinem Anspruch zwar dahingehend gerecht, dass er sich in seiner Ausgewogenheit zielsicher zwischen die spezialisierteren Einführungen von Berthrong oder Yao und den weniger detailreichen englischsprachigen Einführungswerken (zum Beispiel Oldstone-Moore oder Taylor) positionieren kann, gerät aber vor allem aufgrund der stellenweise spürbaren thematischen Unschärfe im Vergleich zu potentiellen Konkurrenten in diesem Segment (siehe zum Beispiel den Band von Lee Dian Rainey) leicht ins Hintertreffen.

*University of Aberdeen*

*Lukas Pokorny*

*Ingke Brodersen: Judentum. Eine Einführung*, Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2011, 127 S.

Ingke Brodersen hat eine kleine, knappe, dicht gedrängte Übersicht über das Judentum geschrieben. Die Historikerin nähert sich ihrem Gegenstand in geschichtlicher Perspektive, verzichtet darauf, das „Judentum“ begrifflich zu fassen und beginnt mit der Erzählung der Entwicklung der jüdischen Religion und der Geschichte des Volkes Israel in den Abschnitten „Das Heilige Land“ und „Die biblische Zeit“. Die Loslösung des Christentums von seinen jüdischen Wurzeln nennt sie „Glaubensspaltung“ (S. 12), eine Interpretation, die durchaus zu Widerspruch einlädt – wie ja auch die Verortung dieses Vorgangs in der „biblischen Zeit“ nur dann nachvollziehbar ist, wenn man das „Neue Testa-

ment“ als Teil der Bibel begreift, was nach jüdischer Lesart bekanntlich nicht der Fall ist.

Im Lauf des folgenden Abschnittes, „Die Erneuerung des Glaubens“, wechselt die Betrachtungsweise von der historisch-genetischen Erzählung zu einer eher systematischen Gliederung der Elemente der jüdischen Religion – wie bspw. „Tora“, „Talmud“, „Der Rabbi und seine Gemeinde“, „Die Synagoge“ oder „Der Lebenslauf“. Im Abschnitt über die Festtage wäre es wünschenswert gewesen, die alten Opferfeste der Tempelperiode von den jüngeren Festen abzusetzen, welche in der gegenwärtigen – assimilierten, zionistischen, israelischen und neuerdings auch chassidischen – Folklore stärker betont werden, darunter v. a. das unter Juden wie Nichtjuden populäre, aber aus religiöser Perspektive wenig bedeutsame „Weihefest“ Chanukka. Brodersen schreibt, die „gemeinsamen Wurzeln von Christentum und Judentum sind an den Festtagen noch zu erkennen“ (S. 33 – beachte die Reihenfolge!) – aber gerade die „Hohen Feiertage“ im Herbst haben keine Entsprechung im Christentum. Brodersen fasst sie unter dem Stichwort „Rosch Haschana“ zusammen, unter dem sie auch den höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur, den „Schabbat der Schabbate“ mit abhandelt, was in dieser Form irreführend ist.

Das folgende Kapitel widmet sich der Diaspora, getrennt nach sefardischem und aschkenazischem Judentum, dann folgt ein Abschnitt „Aus dem Ghetto in die Gesellschaft“, der Haskala, Akkulturation, Chassidismus, Zionismus und Judenstaat behandelt. Etwas unvermittelt folgt die „nationalsozialistische ‚Judenpolitik‘“, dann die „Gründung des Staates Israel“ sowie einige thematische Vertiefungen. Über das gegenwärtige Judentum in seiner religiösen und kulturellen Vielfalt erfährt man wenig. Auch ein eigenständiger Abschnitt über Geschichte und Gegenwart des Antisemitismus sowie die jüdischen Reaktionen darauf fehlt.

Die Darstellung folgt damit einer empathischen und sympathisierenden, aber doch christlich getönten Sicht auf das Judentum, die sicher von vielen Jüdinnen und Juden so nicht nachvollzogen werden würde. Dennoch bietet das Buch eine rasche Orientierungshilfe.

Potsdam

Gideon Botsch

*Wilhelm Schmidt-Biggemann/Georges Tamer (Hg.) in Zusammenarbeit mit Catherine Newmark: Kritische Religionsphilosophie Eine Gedenkschrift für Friedrich Niewöhner, Berlin/New York: De Gruyter 2010, 470 S.*

Als Friedrich Niewöhner am 1. November 2005 verstarb, war die Gelehrtenwelt entsetzt; dass er ab 1986 in Wolfenbüttel, dem Sitz der Herzog August Bibliothek, lehrte und – gleichsam in der Nachfolge Gotthold Ephraim Lessing – forschte und Tagungen organisierte, hängt mit seinem leidenschaftlichen, kulturwissenschaftlichem Interesse unter anderem an Problemen der Frühen Neuzeit zusammen. Mehrere „Sprachen und Kulturen“ (S. 231) kennend stellte Niewöhner Verbindungen gerade innerhalb der mediterranen Welt her (von Averroes/Ibn Rushd, Maimonides, Spinoza bis zu Mohammed Arkoun); diese Fähigkeit machte ihn unter anderem zu einem idealen Mitarbeiter des von Joachim Ritter und Karlfried Gründer herausgegebenen *Historischen Wörterbuchs der Philosophie*. Niewöhners kategorischer Imperativ soll gelautet haben: „Gehen Sie in Bibliotheken! Und leihen Sie sich da nicht nur das Buch aus, das sie gesucht haben, sondern nehmen Sie sich auch noch das Buch mit, das daneben steht – denn

dieses Buch wird für Sie noch viel wichtiger sein. An dieses Prinzip halte ich mich immer noch, und ich habe in der Tat entscheidende Anregungen durch diese ‚Zufallsgriffe‘ erfahren.“

Zwei seiner Schüler haben nun posthum eine Festschrift zu seinen Ehren herausgegeben. Beide verbindet unter anderem das durch ihre Biografie ausgewiesene Interesse an transnationaler Kommunikation. Die Spuren des Verstorbenen sind in den Beiträgen erkennbar, wenn auch zum Teil im Dissens: Ein Beitrag erarbeitet interreligiös das Lachen – auch deswegen, weil „Friedrich Niewöhner gern gelacht“ habe (S. 1 Anm.1); ein anderer, geschrieben vom Direktor des Instituts für Scholastik an Universität Tel Aviv, stellt die Spurensuche Niewöhners in die Diskurse des Mittelalter, in der besonders Moses Maimonides eine große Rolle spielte, der vielleicht doch als der „wahre Urheber der Ringparabels Lessings angesehen werden muss“ (S. 31); dessen Utopie einer Messiasakademie wirkte bis zu Lessings „messianischen“ (S. 33) *Erziehung des Menschengeschlechts* (1780) fort, deren an Joachim von Fiore anknüpfende triadische Wendung vom ‚Dritten Reich‘ dann 1933 pervertiert wurde; ein Philosophiehistoriker ist auf der Spurensuche zu dem Traktat *De tribus impostibus* und findet einen Mittelsmann in Johann Christian Edelmann (1698–1767), eine der „schillerndsten Gestalten der deutschen Aufklärung“ (S. 255); dass ein Medizinhistoriker den von dem Arzt Maimonides geforderten Respekt vor dem Patienten betont, zeigt dessen posthippokratische Aktualisierbarkeit durch den „Maimonides-Eid“ (S. 41ff.) von 1781.

Manchmal gewinnt man den Eindruck, dass im Mittelalter und der frühen Neuzeit lebendiger, agonaler und kontroverser diskutiert wurde als in der Jetztzeit. Die Wende zur Moderne scheint „auch als eine Wende zum monolithischen Wert- und Wahrheitssystem“ (S. 33f.) zu deuten sein. Dringlich erscheint das, was Menasseh ben Israel (1604–1657) forderte, im Anschluß an die immer wieder erwähnten noachidischen (vormosaïschen) Gebote einen Begriff von Religion, „eine universelle moralische Minimalreligion“ (S. 189), zu entwickeln, die Grenzen überschreiten und Menschen verbinden kann.

Von Uriel Da Costa über Averroes, den Deismus hin zu Kant zieht sich eine Begrenzung der Offenbarungsreligiösität durch eine kritische Religionsphilosophie; im arabischen Raum sind es unter anderem Nasr Hamid Abu Zaid (1943–2010), der unter Verwendung moderner Hermeneutik den Koran verständlich und akzeptierbar machen wollte für die Moderne, und Muhammad Abid al-Gabiri (al Jabri, geb. 1935), der eine „Neubegründung des ‚averroischen Geistes‘“ (S. 66) intendierte und „Authentizität und Modernität“ (S. 74) zu vermitteln suchte. Viele Probleme der drei abrahamitischen Religionen ähneln sich, unter anderem die Unterscheidung zwischen einer exoterischen und esoterischen Botschaft, die Anwendung der mit Johann Salomo Semler verbundenen und von Spinozas *Tractatus theologico-politicus* (1670) herstammenden Akkomodationstheorie oder die Notwendigkeit einer allegorischen Interpretation – leider aber auch der Preis, den manche Vertreter einer ‚kritischen Religionsphilosophie‘ zu zahlen hatten.

Niewöhner bewegte sich – so seine Charakterisierung des Platonischen Philosophierens in seiner Dissertation<sup>1</sup> – „zwischen der Notwendigkeit, nach dem Guten zu fragen, und der Unmöglichkeit, darüber Erkenntnis zu erlangen oder gar Auskunft darüber zu geben“. Jenseits von Dogmatismus Debatten an-

<sup>1</sup> Dialog und Dialektik in Platons ‚Parmenides‘. Untersuchungen zur sogenannten Platonischen ‚Esoterik‘ (= Monographien Zur Philosophischen Forschung, Bd. 78), Meisenheim a. Gl. 1971.

zuregen, dabei an der Universalität der Vernunft festzuhalten, in der *paidia* die *paideia* zu bewahren und eine „heitere Vertretung der stets bedrohten Vernunft“ (S. 235) vorzunehmen, ist, wie dieser Band auch dokumentiert, das Erbe Niewöhners.

Eine Mitarbeiterin Niewöhners an den ‚Jüdischen Studien‘ und (Ex-) Stipendiatin an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, dankt „dem Lehrer“ (S. 167). Es wird deutlich: Am 1. November 2005 ist – gesprochen mit den Worten Niewöhners über den Tod des Maimonides – „ein Großer“ von der Welt gegangen: „Morenu“ (S. 36). Die ausführliche Bibliografie lädt dazu ein, Niewöhner dadurch zu ehren, dass man immer wieder seine Schriften liest.

*Rogovići/Kroatien*

*Martin Arndt*

*Martin Hengel: Theologische, historische und biographische Skizzen. Kleine Schriften VII*, hg. von Claus-Jürgen Thornton, mit einer Würdigung und einem vollständigen Schriftenverzeichnis von Jörg Frey (= Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament Bd. 253), Tübingen: Mohr-Siebeck 2010, XXIX u. 776 S.

Martin Hengel ist im Jahr 2009 im Alter von 82 Jahren verstorben: ein hoch angesehener gelehrter Wissenschaftler sowohl in den Disziplinen Neues Testament und Antikes Judentum als auch Wissenschaftsorganisator als Herausgeber, mehrfacher Ehrendoktor europäischer Universitäten, Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Das in dem zu besprechenden Band enthaltene Schriftenverzeichnis belegt eindrücklich die Weite seiner Forschungen und zeugt von einer enormen und ungebrochenen Schaffenskraft, vor allem und gerade in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens. Noch im Jahr 2007 veröffentlichte Martin Hengel gemeinsam mit seiner langjährigen Mitarbeiterin Anna Maria Schwemer den ersten Band einer auf vier Bände angelegten Geschichte des frühen Christentums. Martin Hengel hat zeitlebens gewichtige, bisweilen fast monographische Aufsätze geschrieben, und teilweise wurden diese Aufsätze dann auch in die englische Sprache übersetzt und erschienen als Monographien. In den Kleinen Schriften I (1966)-VII (2010) sind diese Aufsätze nun wieder abgedruckt worden (vgl. die Zusammenstellung aller Aufsätze der Kleinen Schriften in VII, S. 612-616) und für die Leserschaft gelegentlich mit Nachträgen, auf jeden Fall aber mit Registern und Corrigenda versehen worden. Dadurch wird der Zugriff auf Martin Hengels Gesamtwerk erheblich erleichtert.

In diesem Band VII der Kleinen Schriften, der posthum erschien, sind Publikationen sehr unterschiedlicher Genres und verschiedener Herkunft verzamelt. Neben Beiträgen zu seinen wissenschaftlichen Fachgebieten Neues Testament und Antikes Judentum finden sich Aufsätze, die sich mit dem Werk etlicher bereits verstorbener Fachkollegen auseinandersetzen (Kurt Aland, Otto Bauernfeind, Schalom Ben-Chorin, Elias Bickermann, Günther Bornkamm, Sir Henry Chadwick, Joachim Jeremias, Ernst Käsemann, Bischof Lightfoot, Otto Michel, Adolf Schlatter, Günter Zuntz). Der Band enthält grundlegende Wissenschaftsdokumente, etwa die Antrittsrede als Präsident der *Societas Novi Testamenti Studiorum* aus dem Jahr 1993 oder die Antrittsrede vor der Heidelberger Akademie der Wissenschaften aus dem Jahr 1978. Es kommen auch unveröffentlichte Manuskripte zum Abdruck und solche Beiträge, die

nicht jedermann zugänglich sein werden, wie der Geburtstagsgruß an Alexander Böhlig im Schwäbischen Tagblatt.

Die Lektüre der Aufsätze lässt den Gelehrten erneut vor Augen treten in der scharfen, bisweilen polemischen Ausrichtung und Auseinandersetzung mit Fachkollegen, in der Präsenz eines breiten quellenkundlich orientierten Wissens, aber auch in dem Willen, nicht bei der Ausbreitung des Materials stehen zu bleiben, sondern mutig eine These in den Raum zu stellen und sich der Kritik auszusetzen. Jörg Frey charakterisiert den Lehrer als „unzeitgemäß und querständig“ (S. XVIII). In seiner Ansprache am Ende der akademischen Feier anlässlich seines 80. Geburtstags betont Martin Hengel, dass ihm einerseits stets daran gelegen habe, den Bogen der Interessen weit zu spannen, vom 4. Jahrhundert v. Chr. bis zu den Kirchenvätern des 3. Jahrhunderts n. Chr. Andererseits aber beschwört er die „Konzentration auf das Eine, Wesentliche, die Person Jesu Christi, und auf das durch ihn begründete Heilsgeschehen“ (S. 554). Jörg Frey hat dem Band „Persönliche Erinnerungen an einen väterlichen Wegbegleiter“ vorangestellt, die auch auf die Arbeitsweise (das legendäre Oberseminar freitags von 20-24h in der Privatwohnung, das Überziehen der vorgegebenen Vorlesungszeiten, das sich ständig steigernde Lesetempo) und die breite Schülerschaft Hengels eingehen.

Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Friedrich W. Horn

*Stephan Jaeger: Performative Geschichtsschreibung. Forster, Herder, Schiller, Archenholz und die Brüder Schlegel*, Berlin: De Gruyter 2011, 384 S.

Von der ersten Seite an beeindruckt diese Untersuchung durch die Verbindung von Textnähe und methodisch reflektierter Einbettung des Zitierten in literatur- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge. In gewisser Weise entspricht sie so ihrem Gegenstand: einer Geschichtsschreibung, der es im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts darum ging, die „individuelle Begebenheit (...) in einen allgemeinen Geschehens- oder Bedeutungszusammenhang eingebunden“ (S. 11) darzustellen. Doch die beiden Ausschnitte aus Darstellungen des Siebenjährigen Krieges, die Stephan Jaeger zum Einstieg zitiert und auf ihre Unterschiedlichkeit hin äußerst prägnant analysiert, auf der einen Seite der distanzierte Bericht von Ereignissen aus der Vergangenheit, auf der andere die anschauliche Präsentation von sich ereignender Geschichte, zeigen bereits, dass es dem Verfasser nicht um die Ebene der *histoire*, sondern die des *discourse* geht. Anknüpfend an die Arbeiten von Daniel Fulda (Wissenschaft als Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760-1860, 1996) und Johannes Süßmann (Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780-1824), 2000), will Jaeger deren Ergebnis, dass der deutschen Geschichtsschreibung im Übergang von der Aufklärungshistorik zum Historismus Darstellungsverfahren der Literatur die ‚Vertextung‘ historischer Ereignisse zur Geschichte ermöglichen, weiter „präzisieren“ (S. 19), indem er die von ihnen gelassenen Forschungslücken füllt (S. 31, 34/35), das heißt gerade die „Inszenierungstechniken“ untersuchen will, „die über die Verfabelung hinausgehen“ (S. 67). Deren Ergebnis fasst die übergreifende These der Studie so, dass sich aus besonderen Gründen im deutschsprachigen Raum und zwar zuerst in ‚Menschheitsgeschichten‘, gegen 1790 dann auch in politischer und Kulturgeschichtsschreibung

(S. 6) eine – so der Titel der Arbeit – ‚performative Geschichtsschreibung‘ als Umweg beim Übergang von Aufklärungshistorik zum Historismus etabliert habe. Deren von England und Frankreich unterschiedene Rahmenbedingungen stellt Jaeger vor allem begriffsgeschichtlich-geschichtstheoretisch dar, aber nicht nur, wie die letztlich auf die These vom ‚Sonderweg‘ (der Begriff fällt nur einmal, S. 67) hinauslaufenden Ausführungen zu den soziokulturellen Rahmenbedingungen zeigen.

Gleichfalls in der sehr klar gegliederten Einleitung erörtert Jaeger einige theoretische Implikationen der These, insbesondere die Problematik der Verwendung des kulturwissenschaftlichen Passepartout-Begriffs ‚performativ‘ – worauf am Schluss der Rezension zurückzukommen sein wird. Wichtiger noch ist die schlüssige Begründung der Textauswahl und damit der Gliederung der Arbeit, die am Schluss der Einleitung erfolgt. Mit Georg Forsters „A Voyage Round the World“/„Reise um die Welt“, Johann Gottfried Herders „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ und „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, Friedrich Schillers „Abfall der vereinigten Niederlande“ und „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, Johann Wilhelm von Archenholz' „Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756-1763“ wählt Jaeger „Grenztexpte“ (S. 67), die die Frage nach dem Verhältnis von Geschichtsschreibung, Philosophie und Literatur auf jeweils andere Weise aufwerfen: von der Reisebeschreibung her, der geschichtsphilosophischen Abhandlung und des Kunstanspruchs von Literatur. Das abschließende Kapitel zu den Brüdern Schlegel wählt entsprechend aus deren Werk Friedrichs „Reise nach Frankreich“, „Vorlesungen über Universalgeschichte“ und „Über die neuere Geschichte“ sowie August Wilhelms „Vorlesungen über Encyclopädie“.

Alle Kapitel zeichnen sich durch ebenso souveräne wie prägnant auf die leitende Fragestellung der Arbeit bezogene Darstellungen des – in manchen Fällen äußerst ausgebreiteten oder auch kontroversen – Forschungsstandes aus. Entscheidend aber für die Überzeugungskraft von Jaegers Argumentation, dass eine besondere Weise der Darstellung von Geschichte im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts ausgebildet wurde, ist seine Arbeit an den Texten. Gerade wenn er einen von prominenten Germanisten vielfach herangezogenen Textabschnitt untersucht, zum Beispiel aus Forsters „Voyage“/„Reise“ das Kapitel über die neuseeländische Dusky Bay, erweist sich die Produktivität der Frage nach der Darstellungsweise. Durch den detaillierten Vergleich von Georg Forsters Text mit den ‚Journals‘ seines Vaters Johann Reinhold und James Cooks weist Jaeger nach, dass nur in Georg Forsters Text die ‚Entdeckung‘ als Menschheitsgeschichte dargestellt wird, „als stattfindendes (...) Ereignis in der Zeit“ (S. 95). Zu dieser – im Anschluss an Reinhart Koselleck – Temporalisierung genannten Darstellungsweise gehört, dass in Forsters „Voyage“/„Reise“ der bereiste Raum „auf eine zeitliche Achse projiziert“ (S. 88) werde, ohne dass sich aus der Unterscheidung von Kultur-/Zivilisationstufen ein Ablaufmodell ergebe, sondern stets markiert bleibe, es gehe um „die Aneignung dieser Geschichte aus gegenwärtiger Perspektive“ (S. 87). Die Kernthese von Jaegers Forster-Analyse enthält so auch das, was an den anderen Geschichtsschreibern mehr oder weniger ausgeprägt nachgewiesen wird: „Um von einzelnen Beobachtungen zum Ganzen zu kommen, ohne die Dynamik des Beobachtungsprozesses (...) zu zerstören, muss konstant der Beobachtungsprozess selbst in Szene gesetzt werden.“ (S. 90) Erzählmittel überwinden Kontingenz zugunsten einer Gesetzmäßigkeit, ohne dass

eine unhaltbar gewordene Außenposition bezogen würde, durch eine dynamische Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Das Mehr oder Weniger ermitteln insbesondere diejenigen Kapitel, in denen zwei Geschichtsdarstellungen desselben Autors verglichen werden (den im Falle Forsters so produktiven Vergleich mit den ‚Quellen‘ nimmt Jaeger auch mit ähnlich eindrucksvoll plausiblen Ergebnis in den Fällen von Schillers „Abfall“ und Archenholz vor), so Herders Bückeburger und Weimarer Geschichtssphilosophie (S. 137).

Abschließend muss Rezensent gestehen, dass ihm trotz der Überzeugungskraft der Textanalysen und der ausdrücklichen Reflexion des Verfassers über den Umstand, dass eine der Hauptvertreterinnen des ‚performative turn‘ Text und Performatives einander entgegengesetzt (S. 36), der Begriff der ‚performativen Geschichtsschreibung‘ schlicht seines Anachronismus wegen letztlich nicht eingeleuchtet hat. Die Arbeit ist durchzogen teils von Synonymen, die der Verfasser für das Performative benutzt („präsentischer Ablauf von Geschichte“ S. 29, „subjektive Erfahrung“ S. 106, „szenisches Erzählen“ S. 111), teils von Beschreibungen der Zeitgenossen, was sie an dieser Weise, Geschichte darzustellen, schätzten (Herder: „historische Illusion“ S. 125, Lessing: „vor unseren Augen nochmals geschehen“ S. 207, „Teutscher Merkur“: „dramatisch geworden, (...) alles durch Handlung (...) vergegenwärtigt, (...) nicht beschreibend, sondern tätig und wirkend“ S. 264).

Der Einwand gegen den Titel ist keiner gegen dieses nicht nur lesenswerte, sondern auch sehr lesbare, weil elegant geschriebene Buch.

*Perth, Australien*

*Helmut Peitsch*

Frank Lorenz Müller: *Our Fritz. Emperor Frederick III and the Political Culture of Imperial Germany*, Cambridge, Mass./London: Harvard University Press 2011, 340 S.

Die Biographie von Frank Lorenz Müller zu Kaiser Friedrich III. (1831-1888) war lange überfällig und es erscheint nach der Lektüre dieses Buches geradezu wundersam, dass der „99-Tage Kaiser“ seinen eigentlichen Biographen seit Jahrzehnten nicht gefunden hatte. Die Amtszeit Friedrich III. schien wohl zu kurz für eine ausführliche Betrachtung und das Jahr 1888 wohl zu krisensicher für die Markierung einer Epochenschwelle, als dass die Historiographie zu den Hohenzollern die Bedeutung des Monarchen für die Zeitgenossen entsprechend erkannt hätte. Verklärende Kurzbiographien über einen so gänzlich undeutsch-liberalen Kaiser, die Friedrich III. nach seinem Tod gewidmet wurden und mit Werner Richters Studie von 1931 den Monarchen zunächst *ad acta* legten, entsprachen bis heute dem mythenbehafteten Bild desjenigen Hohenzollernkaisers, der schließlich einmal als Sohn Wilhelms I. die Reichseignung unter Bismarck weiterführen sollte und früh seinem Sohn Wilhelm II. das Zepter in die Hand geben musste. Eine Revision des Bildes von Friedrich III. scheint daher mehr als angebracht und Müller hat dies endlich getan.

Müller zeichnet ein differenziertes Bild von Friedrich III. mit starken monarchischen Traditionen, politischen Hoffnungen und Kämpfen, sowie eines Medienkaisers, der sich des Zuspruchs der Bevölkerung seit frühen Tagen sicher sein wollte und aktiv an seinem öffentlichen Bild arbeitete. Populäre Zuneigung wurde dem jungen Kronprinzen früh zuteil, die sich an dessen Wirkung als bürgerlich, weltoffen und zugänglich orientierte. Als Hüter von Bildung und Mäzena-

tentum erschien der Monarch als Schöngest, Gönner und Förderer deutscher Kultur. Seine Auftritte im Waisenhaus Bornstedt gaben die Bühne für soziales Engagement und Bildungsförderung, die sich leicht in die Traditionen Friedrichs des Großen stellen ließen. Friedrich III. präsentierte sich selbst demnach auch als Gegenbild zu autoritärer Amtsführung, die Bismarck mit der Reichseinigung durch sein öffentliches Bild zementierte und die durch den greisen Wilhelm I. gefördert wurde.

Müllers Studie reiht sich in die seit einiger Zeit aufstrebende Mythenforschung ein, ohne sich jedoch mit den theoretischen Vorarbeiten der Mythenforschung von Hans Blumenberg oder Ernst Cassirer beispielsweise auseinanderzusetzen. So agiert Müller kursorisch mit dem Konzept der „political culture“, um sich der Inanspruchnahme von Friedrich III. vor allem durch das liberale und anglophile Bürgertum zu nähern, die ihre Hoffnungen auf den jungen Kronprinzen setzten. Müller bleibt weitgehend einer methodenfreien Erzählung verhaftet, die jedoch vor allem durch die freie Sicht auf Friedrich III. und eine luzide Schreibweise an Dynamik und Überzeugung gewinnt. Somit legt Müller nicht nur eine notwendige und lange überfällige Revision zu Friedrich III. vor, sondern hebt den Monarchen auch aus den Sonderwegs-Diskussion um Deutschlands verpasste Chance zur politischen Liberalität heraus. Vielmehr wird Friedrich III. nicht nur als ehemaliger monarchischer Hoffnungsträger für das liberale Bürgertum dargestellt, sondern als das was er auch war: ein Zeitgenosse des Kaiserreichs, der an den Einigungskriegen 1864, 1866 und 1871 mit militärischer Verve teilnahm, dem jungen Deutschland von 1871 einen kräftigen Aufschwung wünschte, in traditionsreicher Preußenverehrung seines Herrscherhauses stand, romantischen Neigungen des deutschen Nationalismus nicht abgeneigt war und sich als Thronfolger schließlich für eine Zusammenarbeit mit dem autoritären Bismarck bereit hielt. Gerade die Vorbereitung auf Bismarck verfolgte Friedrich III. mit großen Bedenken aber doch mit klarer Linie, obwohl Auseinandersetzungen um einen liberalen Kurs gegenüber der Presse und dem Ausbau einer konstitutionellen Monarchie das Verhältnis ernstlich überschatteten. Neben diesem pragmatischem Arrangement mit dem autoritären Bismarck erlag auch Friedrich III. Vorurteilen gegenüber Juden gerade im Zuge der Gründerzeitkrise der 1870er Jahre, und er verschwieg auch nicht seine Ambivalenzen gegenüber der aufstrebenden Sozialdemokratie sowie des politischen Katholizismus. Bismarcks Sozialgesetzgebung fand zuweilen ebenso seine Kritik, die er schlicht als „Staatssozialismus“ etikettierte. Friedrich III. erscheint somit nicht mehr als verkannter liberaler Revolutionär des Kaiserreichs, der vermeintlich steckengebliebene liberale Revolutionen des frühen 19. Jahrhunderts zu Ende hätte führen können, wenn denn ihm das Schicksal des frühen Kehlkopfkrebss nicht ereilt hätte. Das Diktum Friedrich Nietzsches etwa, hier sei mit dem frühen Tod 1888 eine liberale Chance vertan worden, verwirft Müller dann auch entschieden.

Und dennoch ist die Biographie Friedrichs III. aufgrund der kurzen Amtszeit keineswegs schnell zu Ende erzählt, da sich in den Erwartungen, die die Liberalen im Deutschen Reich an ihn richteten, auch gleichzeitig die Befürchtungen der autoritären Konservativen widerspiegelten. Friedrich III. war mehr als nur ein Übergangskaiser, dem dann der junge und erratische Wilhelm II. mit nur 29 Jahren auf den Thron folgte, und das Kaiserreich half 1914 in den Abgrund zu springen. Vielmehr zeigen sich in Friedrich III. die grundsätzlichen politischen Spannungen, denen gerade die Nationalliberalen nach der „konservativen Wende“ Bismarcks 1879 ausgesetzt waren, als Kulturkampf, Sozialistengesetze und Zollschutzpolitik nationale Einheit nach innen endlich versprechen sollten und

die liberalen Werte von politischem Aushandeln und wirtschaftlichem Freihandel ausgrenzte. Friedrich III. vereinigte die Widersprüche preußischer Machtpolitik und anglophilem Liberalismus, die ihn letztlich politisch und privat zerrissen.

Dies wurde zuletzt deutlich, als sich sein Gesundheitszustand im Frühjahr 1887 verschlechterte. Friedrich III. litt schon Jahre zuvor unter schweren Depressionen und war bekannt für seinen starken Tabakkonsum, der ihn immer wieder zu ernsthaftem Stimmausfall brachte. Es ist vielfach spekuliert worden, inwieweit eine dilettantische Verschleppung der Diagnose Kehlkopfkrebs das schnelle Ableben Friedrichs III. befördert und einen frühen chirurgischen Eingriff verzögert habe. Müller räumt mit den gängigen Erzählungen auf, der britische Hofarzt Sir Morell Mackenzie sei vor allem von Friedrichs englischer Frau Kronprinzessin Victoria – die älteste Tochter von Queen Victoria – herbeigeholt worden, um sich und ihren Mann gegen eine deutsche Hofkamarilla zu schützen. Kronprinzessin Victoria verband mit Friedrich III. der Wunsch nach „moderater politischer Reform“ und ausgleichender Bindung zu den anderen europäischen Großmächten, die ganz im Interesse Großbritanniens standen und sehr früh den Ruf der Kronprinzessin als übermächtig gegenüber ihrem Ehemann und arrogant in ihrer Überzeugung von der kulturellen Überlegenheit ihres Heimatlandes in der deutschen Öffentlichkeit zementierte, so Müller. Hofinterne Fehden um die Deutungshoheit über das Wohl des Monarchen gaben immer wieder Anlass zu Spekulationen über die missratene medizinische Behandlung des Kaisers. Jedoch sei Mackenzie, so Müller, zunächst im allgemeinen Einverständnis auch der Leibärzte des Kaiserpaars zur Beratung hinzugezogen worden. Und nicht zuletzt Bismarck, der sich Jahre zuvor auf die Zusammenarbeit mit Friedrich III. eingestellt hatte und zusammen mit seinem Sohn Herbert von Bismarck den Monarchen in rechts-konservative Kreise um Alfred von Waldersee und den antisemitischen Hofprediger Adolf Stöcker ziehen wollte, zeigte sich erleichtert, als der eigentlich anstehende operative Eingriff immer wieder verschoben wurde. Insofern war Friedrich III. in der Tat eine tragische Figur. Umgeben von besorgten Familienangehörigen auf der englischen Linie und eingekreist von überbordenden Erwartungen der Links- und Fortschrittsliberalen im Deutschen Reich, die wiederum Bismarck auf den Plan riefen, übersah man die medizinischen Notwendigkeiten zur Genesung des Monarchen, der schließlich zu spät nach den Fehleinschätzungen Mackenzies (und auch nach einem weniger gefährlichen Zellbefund von Rudolf Virchow) von deutschen Ärzten richtig diagnostiziert wurde. Dies war 1887 der Fall, als er bereits auf monatelangen Kuren quer durch Süddeutschland, die Schweiz und Italien die Krankheit verschleppt hatte. Friedrich III. starb am 15. Juni 1888.

Was blieb von Friedrich III. waren wichtige symbolische liberale Impulse, die sich vor allem in der Förderung der Links- und Fortschrittsliberalen seit 1880 bündelten, sowie eine stetige Forderung nach ausgleichender diplomatischer Politik, die sich an britischer Außenpolitik zu orientieren suchte. Hier könnte eine große Leistung des früh verstorbenen Kaiser gelegen haben. Der rüstungspolitische Antagonismus, der sich vor allem unter Wilhelm II. in den Flottenrüstungsprogrammen gegen Großbritannien richtete, hätte in der Art wohl nicht stattfinden können, so Müller. Ein umfassendes innenpolitisches Programm, das als ernsthafte Alternative zu Bismarcks autoritärer Politik und der unsteten Kurswechsel Wilhelms II. hätte gelten können, scheint somit jedoch nicht auf. Müller bezweifelt auch, dass Friedrich III. jemals ernsthaft das Deutsche Reich in ein zweites England hätte umgestalten wollen, wie es der Historiker Emil Ludwig

einst vermutete. Zu stark wogen die militärischen Traditionen des Hohenzollern-Hauses und zu vorsichtig agierte der Monarch bei den Versuchen der Linksliberalen eine „Kronprinzenpartei“ zu etablieren, die sich gegen Bismarcks Machtambitionen hätte aufstellen lassen. Das Projekt einer „Kronprinzenpartei“ scheiterte dann auch in kürzester Zeit zwischen 1880 und den Wahlen von 1884 beziehungsweise dem Kartell von 1887.

Friedrich III. kam daher auch nie in die Verlegenheit ernsthaft mit oder gegen Bismarck zu regieren. Als dies auf dem Sterbebett im März 1888 der Fall war, als Bismarck eine autoritäre Verlängerung der Parlamentszeit von vier auf fünf Jahre sowie die Verlängerung der Sozialistengesetze um zwei weitere Jahre vom Kaiser forderte, weigerte dieser sich zunächst. Jedoch unterzeichnete die Kaiserin kurz danach die Gesetzesvorlagen, um Bismarcks Zorn zu besänftigen. Zu einem wirklichen Machtkampf konnte es nicht kommen. Das bezieht sich auch auf die Nationalliberalen, die Konservativen und die aufstrebenden außerparlamentarischen Verbänden wie der Kolonialbewegung. Friedrich III. blieb somit von Anbeginn ein Mythos und seine Wertigkeit als „national treasure“, die sich in der „persona Our Fritz“ widerspiegelte, so Müller, stieg nicht nur im liberalen Bürgertum, sondern auch bei weiten Teilen der Bevölkerung. Sein Anliegen als populärer Monarch gelten zu wollen führte nach seinem Tod zur mythischen Erzählung vom volksnahen Kaiser, der sich an Friedrich II. und Königin Luise messen ließ. Das Potenzial zum „Volkskaiser“ blieb jedoch gering. Bei den Sozialdemokraten erfuhr Friedrich III. wenig Gegenliebe und selbst innerhalb seiner engsten Vertrauten blieb der Kaiser auffällig isoliert.

Müllers Studie hat Friedrich III. aus den Mythen um seine Person herausgeholt und zurück in seine Zeit gestellt mit allen Widersprüchen und gescheiterten Aspirationen. Die Frage nach der vertanen Chance einer liberalen Entwicklung des Deutschen Reiches nach englischem Muster scheint mit dieser Biographie ein Stück weiter beantwortet – wenngleich Müllers Studie auch gleichzeitig als ein Vorspiel zum Zerfall des Bismarcksystems selbst zu lesen ist. Zwei Generationen verabschiedeten sich gleichzeitig. Im Jahr 1888 ging nicht nur Friedrich III. von der Bühne, sondern auch Bismarcks eigenes Ende kündigte sich an. Was bis zum Ersten Weltkrieg kam ist Geschichte; mit einem Bismarck-Mythos der sich jedoch wirkungsvoller für die aufstrebende politische Rechte erwies als der Friedrich-Mythos für die weiter unter Druck geratenen Linksliberalen.

*Georgetown University, Washington D.C.*

*Björn Hofmeister*

*Christian Niemeyer (Hg.): Nietzsche-Lexikon, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft bzw. Primus, 2. Auflage 2011, 508 S.*

Noch immer dürfte Friedrich Nietzsche der im deutschsprachigen Raum meist-thematisierte Philosoph des 19. und früherer Jahrhunderte sein. So erscheinen mit den „Nietzsche-Studien“, 1972ff., und der „Nietzscheforschung“, 1994ff., zwei gewichtige Jahrbücher, zuweilen ergänzt um Kongresssonderbände; und dem zur Jahrtausendwende bzw. Nietzsches 100. Todestag von Hennig Ottmann als Herausgeber vorgelegten „Nietzsche-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung“, Stuttgart, 2000, mit 561 Seiten in Großoktav, nachgedruckt 2011, folgte 2009 das kaum minder voluminöse „Nietzsche-Lexikon“, dessen durchgesehene und erweiterte Auflage bereits zwei Jahre später vorgelegt werden konnte. Da sich beide Werke in thematischer wie personeller Hinsicht überschneiden, liegt es

nahe, in direktem Vergleich mit dem „Nietzsche-Handbuch“ herauszuarbeiten, was am „Nietzsche-Lexikon“ so neu bzw. innovativ ist, dass mit dessen Konzeption und Vorlage eine partielle Parallelaktion nicht nur legitim, sondern sinnvoll erscheint.

Das „Nietzsche-Lexikon“ bietet auf 431 eng bedruckten Seiten in Großoktav 446 namentlich gezeichnete Beiträge von 145 Autoren, dazu eine umfangreiche, 60 weitere Druckseiten umfassende Bibliographie, schließlich ein Register der beteiligten Autoren. Da die Besprechung der von Nietzsche selbst veröffentlichten oder zum Druck vorbereiteten Schriften ebenso wie die von Nachlasschriften jeweils in die alphabetische Reihenfolge der Beiträge aufgenommen wurde, erübrigte sich ein Werkregister; doch das Fehlen eines Sach- ebenso wie eines Personenregisters schränkt trotz zahlreicher thematischer Querverweise Benutzungs- und auch Beurteilungsmöglichkeiten ein.

Das „Nietzsche-Handbuch“ hingegen bietet 160 gezeichnete Beiträge von 53 Autoren, von denen 25 sich auch am „Nietzsche-Lexikon“ beteiligten, auf 530 zweispaltig bedruckten Seiten in Großoktav, ein Autorenverzeichnis, Bibliographie häufiger zitierter Standardwerke – die bibliographischen Angaben folgen den einzelnen Artikeln –, Register der Werke und Sachen sowie Namenregister auf weiteren 31 Seiten. Die Gliederung erfolgt in fünf Teilen: I. Zeit und Person (z. B. „Nietzsches Zeit“, „Nietzsches Leben“; 6 Beiträge); II. Werke in chronologischer Reihenfolge (11 Beiträge), III. Begriffe, Theorien, Metaphern (z. B. „Antisemitismus“, „Wille zur Macht“; 104 Beiträge), IV. Lektüren, Quellen, Einflüsse (z. B. „Antike, griechische“, „Christentum“, „Französische Aufklärung“; 16 Beiträge) und V. Aspekte der Rezeption und Wirkung (z. B. „Frankreich“, „Musik“; 23 Beiträge). Das Werk besticht durch hohes Niveau, hat seine besondere Stärke vor allem dank der breiten Überblick gewährenden Beiträge.

Wie hebt sich nun das „Nietzsche-Lexikon“ dagegen ab? Es will (ebenso wie auch das „Nietzsche-Handbuch“) „Aufklärung geben über die wichtigsten der Nietzsche betreffenden Sachverhalte in Gestalt von Überblicksartikeln (Beispiel: „Postmoderne“) sowie unter den Rubriken Werke, Sachen (Beispiel: „Kultur“), Schlagworte (Beispiel: „gefährlich leben!“), Personen/Quelle (Beispiel: „Emerson, Ralph Waldo“), Personen/Zeitgenossen (Beispiel: „Reé, Paul“), Personen/Wirkung (Beispiel: „Foucault, Michel“) sowie Orte (Beispiel: „Turin“), intendiert ein „Resümee des aktuellen Standes der internationalen Nietzscheforschung“ (S. 8). Die Intention wird weitgehend eingelöst. Dabei gelang es dem Herausgeber, sowohl Autoren wie Hubert Cancik und Georges Goedert, vor allem aber eine Reihe jüngerer Mitarbeiter zu gewinnen, die zu den besten Kennern ihres Fachgebietes gehören, wie David Marc Hoffmann, Enrico Müller, Pia Daniela Schmücker, Andreas Urs Sommer und Martin Stingelin. Die Beiträge selbst sind komprimiert, meist in hohem Maße informativ, decken großzügig den Großteil mitteleuropäischer Nietzscheinterpretation einschließlich mancher oft ausgeklammerter psychologischer oder biographischer Fragestellungen ab.

Einige Eigentümlichkeiten fallen auf. So ist der als Professor für soziokulturelle Erziehung und Bildung an der TU Dresden arbeitende Herausgeber, der mit „Nietzsches andere Vernunft. Psychologische Aspekte in Biographie und Werk“, Darmstadt 1998, und „Friedrich Nietzsches ‚Also sprach Zarathustra‘“, Darmstadt 2007, zwei Monographien und zahlreiche kleinere Arbeiten zu Nietzsche veröffentlichte, von denen in der Bibliographie 34 aufgelistet sind, mit 44 zum Teil umfangreichen Beiträgen der zentrale Autor seines „Nietzsche-Lexikons“. Auswahl, Länge und Gewichtung der Beiträge werfen bei 145 Autoren wohl

immer Fragen auf. So sind bspw. die wichtigsten Orte, an denen Nietzsche sich als Kind oder Jugendlicher aufhielt, berücksichtigt, doch mit Bonn und Leipzig fehlen beide Studienorte ebenso wie Genua und Sorrent; bei „Personen“ vermisst man für Nietzsche so wichtige Namen wie Thukydides, Napoleon Bonaparte, L. Feuerbach, D. F. Strauß, F. A. Lange, Stendhal und E. Ortlepp. Ein Novum bieten zwei Beiträge des Herausgebers zu „Brieftäuschungen“ und „Werkfälschungen“.

Vergleicht man beide Werke, so bietet das „Nietzsche-Lexikon“ einen deutlich weniger ambitionierten, direkteren Zugang, berücksichtigt bei weitem stärker Editionsfragen, informiert auf meist hohem Niveau, führt durch zahlreiche Querverweise je nach Interesse weiter und bezieht aktuellere Fragestellungen ein als das stärker retrospektiv zum Teil enorm verdichtete Informationen bietende „Nietzsche-Handbuch“. Kritischere Leser könnten vielfach dadurch profitieren, dass das vermeintlich nämliche Thema aus divergenten Perspektiven zwar abweichend doch jeweils so überzeugend skizziert wird, dass Skepsis gegen auf den ersten Blick stichhaltig wirkende Überlegungen gestärkt wird. So erleichtert parallele Nutzung beider Werke eine Balance von Nähe und Distanz, die gerade bei einem Autor wie Nietzsche wohl ebenso wichtig wie schwer zu gewinnen ist.

Eine Schwäche beider Werke besteht darin, dass die Tatsache, dass wohl von keinem anderen Philosophen und Literaten vor dem 20. Jahrhundert bereits aus dessen Schülerjahren so zahlreiche Schriften vorhanden sind, außer in Johann Figls Beitrag „Frühe Schriften“ („Nietzsche-Lexikon“, S. 118f.) und in „Jugend Schriften (1852-1869)“ („Nietzsche-Handbuch“, S. 62-73) von Johann Figl und Hans Gerald Hödl seitens der übrigen Autoren (mit Ausnahme Christian Niemeyers) weitestgehend unbeachtet bleibt, die Aufarbeitung der Genealogie dieses die Relevanz seiner Genese so nachdrücklich betonenden Genealogen also weiterhin auf wenig Interesse zu stoßen scheint. Dass Nietzsche keineswegs erst als Basler Professor zu denken begonnen hat, sondern längst gezeigt ist, dass und wie er sich schon als Kind und zumal als Jugendlicher mit Fragestellungen auseinandersetzte, die sein Denken bis zum Zusammenbruch beeinflussten, bleibt ausgeklammert. So spielt kaum eine Rolle, dass Nietzsche nicht erst in Schulpforta ‚die Griechen‘ entdeckte, sondern bereits als Elfjähriger eine Phase intensiver, konsequenzenträchtiger Graecophilie durchlebte; und dass aus seiner Naumburger Kindheit zahlreiche Texte vorliegen, die in theodizeeproblemerkritischer Hinsicht aufschlussreich sind. Ebenso ist in beiden Werken kaum berücksichtigt, dass Nietzsche bereits als Oberprimaner in intensivster Auseinandersetzung insbesondere mit „König Ödipus“ von Sophokles seine tragische Erkenntnisauffassung entwickelte, die bis 1888 ‚trug‘. Anders als im „Nietzsche-Handbuch“ wird im „Nietzsche-Lexikon“ kaum deutlich, inwiefern Nietzsche zentrale Kategorien seines Denkens in Auseinandersetzung mit antiken Texten gewann. Doch das sind Sondervoten.

Der Mainstream mitteleuropäischer Nietzscheinterpretation mit seinen Stärken und manchen Schwächen ist in einigen seiner Differenzen in respektabler Bandbreite in beiden Werken präsent. Jedes von ihnen ist trotz mancher Fragezeichen auf seine Weise eine Glanztat. Um Schwächen und Einseitigkeiten von Mainstreaminterpretationen zu erkennen, müsste man bereits Forscher sein. Für Forscher ist zumal das „Nietzsche-Lexikon“ aber nicht gedacht. Es liefert einen gediegenen, hochinformativen Einstieg für Nietzscheleser, die sich nicht mit Tertiärem abspeisen lassen wollen, und für Studierende. Das „Nietzsche-Handbuch“ ist ein Werk für deutlich Fortgeschrittene, die zwecks Überprüfung ihrer

Sichtweise aus der Lektüre vieler Artikel des „Nietzsche-Lexikons“ jedoch mannigfache Anregungen gewinnen könnten.

Beiden Werken ist eine baldige dritte Auflage zu wünschen. Dem „Nietzsche-Lexikon“ dann allerdings auch ein umfassendes Sach- und zumal Personenregister.

*Dortmund/Senheim a. d. Mosel*

*Hermann Josef Schmidt*

*Wiebke Wiede: Rasse im Buch. Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik (= Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 34), München: Oldenbourg Verlag 2011, 328 S.*

Anzeichen für grundlegende politische Veränderungen in einer Gesellschaft – wie etwa dem Übergang von einer Demokratie zu einer Diktatur, von der Weimarer Republik zum Dritten Reich – kann man am Aufkommen einschlägiger Bewegungen oder Parteien ausmachen. Sie lassen sich aber auch außerhalb des politischen Raums im engeren Sinne beobachten – was etwa für die Buchprogramme etablierter Verlage gilt. Sie stehen im Mittelpunkt der Studie „Rasse im Buch. Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik“, welche die Historikerin Wiebke Wiede bezogen auf drei bedeutende Unternehmen vorgelegt hat. Sie will darin „die Streuung rassistischer und antisemitischer Publikationen im Deutschen Reich vor 1933 abseits rechtsradikaler Randgruppen sowie verbandspolitisch eng verzahnter, völkischer Vereinsverlage oder völkisch organisierter und überzeugter Verleger (...) analysieren und damit stärker als bisher von der gesellschaftlichen Peripherie in das gesellschaftliche Zentrum (...) rücken“ (S. 3).

Die Autorin versteht dabei das Buch als gesellschaftliches Informationsmedium und kulturelles Symbol, welches bezüglich seiner materiellen Gestalt und kommerziellen Verbreitung untersucht werden soll. Nach den Ausführungen zu Forschungsstand und Forschungsinteressen geht es zunächst um den deutschen Buchmarkt der Weimarer Republik. Danach stehen der Georg Westermann-Verlag, der Gustav Fischer-Verlag und der Verlag Vandenhoeck & Ruprecht im Zentrum des Interesses. In diesen Kernbestandteilen der Studie werden zunächst Informationen zur Unternehmensstruktur und Verlagsproduktion gegeben. Danach findet man Ausführungen zu einschlägigen antisemitischen und völkischen Buchpublikationen wie Adolf Bartels' „Geschichte der deutschen Literatur“ (1919), Hermann Lundborgs „Rassenbiologische Übersichten und Perspektiven“ (1921) oder Max Maurenbrechers „Der Heiland der Deutschen“ (1930), jeweils verbunden mit Ausführungen zur Annahme im Verlag und dem Absatz auf dem Buchmarkt.

Bilanzierend bemerkt Wiede in den Schlussbetrachtungen: „Rassistische und antisemitische Publikationen waren in den Jahren der Weimarer Republik im Allgemeinen kein lukratives Geschäft“ (S. 264). Der seinerzeitige Verlagsbuchhandel sei weltanschaulich segmentiert gewesen, und antisemitische und rassistische Werke nicht überall anschlussfähig. Gleichwohl kann konstatiert werden: „Durch die Publikation in diesen weltanschaulich neutralen Verlagen hingegen stießen Rassismus und Antisemitismus in die Mitte ihrer Disziplinen vor und fanden inhaltlichen und ökonomischen Rückhalt in anderweitigen Verlagsprogrammen“ (S. 266). Dabei fiel die Zeit der beginnenden Konjunktur einschlägiger Publikationen in die angeblich „stabilen“ Jahre der Weimarer Republik,

Sichtweise aus der Lektüre vieler Artikel des „Nietzsche-Lexikons“ jedoch mannigfache Anregungen gewinnen könnten.

Beiden Werken ist eine baldige dritte Auflage zu wünschen. Dem „Nietzsche-Lexikon“ dann allerdings auch ein umfassendes Sach- und zumal Personenregister.

*Dortmund/Senheim a. d. Mosel*

*Hermann Josef Schmidt*

*Wiebke Wiede: Rasse im Buch. Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik (= Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 34), München: Oldenbourg Verlag 2011, 328 S.*

Anzeichen für grundlegende politische Veränderungen in einer Gesellschaft – wie etwa dem Übergang von einer Demokratie zu einer Diktatur, von der Weimarer Republik zum Dritten Reich – kann man am Aufkommen einschlägiger Bewegungen oder Parteien ausmachen. Sie lassen sich aber auch außerhalb des politischen Raums im engeren Sinne beobachten – was etwa für die Buchprogramme etablierter Verlage gilt. Sie stehen im Mittelpunkt der Studie „Rasse im Buch. Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik“, welche die Historikerin Wiebke Wiede bezogen auf drei bedeutende Unternehmen vorgelegt hat. Sie will darin „die Streuung rassistischer und antisemitischer Publikationen im Deutschen Reich vor 1933 abseits rechtsradikaler Randgruppen sowie verbandspolitisch eng verzahnter, völkischer Vereinsverlage oder völkisch organisierter und überzeugter Verleger (...) analysieren und damit stärker als bisher von der gesellschaftlichen Peripherie in das gesellschaftliche Zentrum (...) rücken“ (S. 3).

Die Autorin versteht dabei das Buch als gesellschaftliches Informationsmedium und kulturelles Symbol, welches bezüglich seiner materiellen Gestalt und kommerziellen Verbreitung untersucht werden soll. Nach den Ausführungen zu Forschungsstand und Forschungsinteressen geht es zunächst um den deutschen Buchmarkt der Weimarer Republik. Danach stehen der Georg Westermann-Verlag, der Gustav Fischer-Verlag und der Verlag Vandenhoeck & Ruprecht im Zentrum des Interesses. In diesen Kernbestandteilen der Studie werden zunächst Informationen zur Unternehmensstruktur und Verlagsproduktion gegeben. Danach findet man Ausführungen zu einschlägigen antisemitischen und völkischen Buchpublikationen wie Adolf Bartels' „Geschichte der deutschen Literatur“ (1919), Hermann Lundborgs „Rassenbiologische Übersichten und Perspektiven“ (1921) oder Max Maurenbrechers „Der Heiland der Deutschen“ (1930), jeweils verbunden mit Ausführungen zur Annahme im Verlag und dem Absatz auf dem Buchmarkt.

Bilanzierend bemerkt Wiede in den Schlussbetrachtungen: „Rassistische und antisemitische Publikationen waren in den Jahren der Weimarer Republik im Allgemeinen kein lukratives Geschäft“ (S. 264). Der seinerzeitige Verlagsbuchhandel sei weltanschaulich segmentiert gewesen, und antisemitische und rassistische Werke nicht überall anschlussfähig. Gleichwohl kann konstatiert werden: „Durch die Publikation in diesen weltanschaulich neutralen Verlagen hingegen stießen Rassismus und Antisemitismus in die Mitte ihrer Disziplinen vor und fanden inhaltlichen und ökonomischen Rückhalt in anderweitigen Verlagsprogrammen“ (S. 266). Dabei fiel die Zeit der beginnenden Konjunktur einschlägiger Publikationen in die angeblich „stabilen“ Jahre der Weimarer Republik,

was erneut Anlass zu einer Korrektur einschlägiger politischer Periodisierungen dieser Zeit geben solle. Außerdem zeige sich hier, dass Rückschlüsse von ökonomischer und politischer Instabilität auf ein günstiges Klima für Antisemitismus und Rassismus zu kurz griffen.

Das Urteil über Wiedes Studie fällt ambivalent aus: Einerseits arbeitet die Historikerin auf Basis intensiver Archivforschungen die Hintergründe für die Publikation einschlägiger Schriften in den genannten drei Unternehmen heraus. Dadurch erhält man einen guten Einblick in die Praxis der seinerzeitigen Verlagspolitik. Außerdem vermitteln die Ausführungen zum Absatzsegment wichtige Informationen zur Verbreitung der behandelten antisemitischen und völkischen Literatur. Andererseits irritiert die Arbeit aber durch ihr unklares methodisches Vorgehen, was dann auch in Erkenntnissen wie den folgenden mündet: „Das Nebeneinander alter und neuer antisemitischer und rassistischer Codierungen sowie die Schwierigkeiten ihrer Decodierung werden in den Ergebnissen der Arbeit deutlich und lassen die ‚Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Codierungen‘ in der Verwendung von Rassismus und Antisemitismus in der Weimarer Republik aufscheinen“ (S. 268). Was aber mit solchen Aussagen genau gemeint sein soll, bleibt inhaltlich weitgehend unklar.

*Brühl*

*Armin Pfahl-Traugber*

*Helga Hirsch: Gehen oder bleiben? Juden in Schlesien und Pommern 1945-1957, Göttingen: Wallstein Verlag 2011, 237 S.*

Das Judentum in Preußen hat seine bürgerliche Anerkennung und Gleichstellung, beginnend seit den Zeiten Friedrichs II., vor allem durch das „Edikt betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im preußischen Staat“ vom 11. März 1812 erhalten – wenn damit auch noch nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind – und hat hernach wie, Helga Hirsch schreibt, in Schlesien „einen starken Aufschwung“ genommen. Sie macht diese Feststellung unter anderem mit dem Hinweis auf die Situation in Breslau deutlich: „waren 1817 erst 4.409 Juden in Breslau ansässig, so wurden 1880 bereits 17.543 gezählt“, und berichtet darüber hinaus: „In ganz Schlesien (einschließlich Oberschlesien) wurden Ende des 19. Jahrhunderts 52.582 jüdische Staatsbürger registriert“ (S. 21). Zentren jüdischen Gemeindelebens befanden sich in Niederschlesien unter anderem in Breslau (mit einem Institut für Rabbinerausbildung), Glogau, Neusalz und Reichenbach. Das zahlenmäßige Anwachsen des jüdischen Bevölkerungsteils während des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in Schlesien ist zuvörderst Ausdruck preußischer Liberalität in der Minderheitenpolitik, wobei allerdings überzogene Harmonisierungsvorstellungen auch nicht am Platze sind. Ein subkutaner Antisemitismus, politisch von Treitschke und seinen nationalliberalen Sinnungsgenossen forciert oder von den observanten Preußisch-Uniierten religiös motiviert, war in allen Provinzen Preußens nahezu in gleichem Maße vorhanden. In Oberschlesien kam gelegentlich eine Volkstumspolitik zutage, die sich gegenüber allen Minderheitenrechten abzugrenzen versuchte. Eine einvernehmliche Begegnung mit den Polen in Preussen, gleich ob katholisch oder jüdisch, hat recht besehen nie bestanden. Übrigens hat der Holocaust keine „Schicksalsgemeinschaft“ zwischen den polnischen und den deutschen Juden herzustellen vermocht. Insgesamt wurde die deutsch-jüdische Minderheit durch den Holocaust und den nachfol-

genden Exodus der wenigen noch Überlebenden zunehmend marginalisiert. Die Gesamtzahl der Überlebenden lässt sich bis auf den heutigen Tag wohl nicht eindeutig belegen (S. 31); das „Zentralkomitee der Juden in Polen“ nannte 400 Personen, die überlebt hatten, und Helga Hirsch trägt Daten aus unterschiedlichen Unterlagen besonders für Breslau zusammen, die etwas höhere Zahlen belegen.

Freilich, ein organisiertes religiöses Gemeindeleben konnte auf dieser Grundlage nicht wieder entstehen, da zunächst Probleme der individuellen Existenzsicherung im Vordergrund standen. Die den deutschen Juden eingeräumten Sonderrechte gegenüber den anderen deutschen Staatsbürgern nehmen sich zum Beispiel in Glatz, Waldenburg und Reichenbach eher bescheiden aus, von da ist auch die Klage verständlich, dass sich das „Komitee polnischer Juden in Niederschlesien um die deutschen Juden nicht gekümmert habe“ (S. 41). Bei der erkennbaren Benachteiligung und rechtlichen Ungleichbehandlung ist es nicht verwunderlich, dass sich zahlreiche Überlebende zur Ausreise entschlossen, so dass sich im Sommer 1946 nur „noch knapp hundert deutsche Juden mit ihrer nichtjüdischen Verwandtschaft in Niederschlesien aufhielten“ (S. 51). Die Geschichte des deutschen Judentums in Niederschlesien ist damit eigentlich beendet.

Gleichzeitig stieg die Zahl der polnischen Juden in Niederschlesien auf 82.305 Personen signifikant an, wobei es sich vor allem um Personen handelte, die auf der Grundlage eines Repatriierungsabkommens zwischen Polen und der Sowjetunion aus der Sowjetunion zurückkehrten und zum Teil nach Niederschlesien „umgeleitet wurden“ (S. 69). Der mit Daten dicht belegten Arbeit von Helga Hirsch zufolge hat es den Anschein, als habe sich zumal zu dieser Zeit besonders in Reichenbach ein Zentrum des polnischen Judentums entwickelt, das in Niederschlesien allenfalls in Breslau noch eine Entsprechung besaß und das eine weitgehende Selbstständigkeit der jüdischen Minderheit in Sprache, Kultur, Schule (z.B. Hebräische Schule in Reichenbach, Kinderhaus in Peterswalde) und Religionsausübung reklamierte.

Die nachfolgende Geschichte der polnischen Juden in Niederschlesien wird dann zum Abbild der Geschichte und Verfolgung des Judentums in der Sowjetunion und der kommunistischen Länder des Ostblocks; die DDR macht später, in Grenzen versteht sich, eine gewisse Ausnahme. Der antisemitische Grundtenor der offiziellen polnischen Judentums-Politik wird indes nicht nur von den Kommunisten unterschiedlicher Schattierungen gestützt, auch „die antikommunistischen Untergrundorganisationen, die sich an antisemitischen Übergriffen nach dem Krieg beteiligten, verloren nicht an Ansehen in der Bevölkerung“ (S. 83). Als ein sichtbares Zeichen für die, nicht nur auf kommunistische Gruppierungen beschränkte, aggressive Feindseligkeit in der polnischen Bevölkerung gegenüber polnischen Juden galt das Pogrom von Kielce vom 4. Juli 1946, das bis auf den heutigen Tag zu den Marksteinen der „unbewältigten Nachkriegs-Vergangenheit“ Polens zählt (S. 221, Epilog 1968; die kritische Auseinandersetzung beginnt im Jahre 2000).

Von daher erhielt die gleichsam perennierende Frage „Gehen oder Bleiben?“ eine neue Auflage, die das sich entwickelnde Gemeindeleben überschattete. Die Solidarisierung Polens mit der ‚antiisraelischen und antizionistischen Politik Moskaus‘ gipfelt in der Nonchalance offizieller polnischer Politik: „Soll die jüdische Reaktion doch ausreisen“ (S. 178). Die vorliegende Darstellung kommt zu dem definitiven Schluss: „Ab 1949 duldet das kommunistische Polen kein Judentum mehr, das sich nicht gleichschalten ließ.

Doch es stimmt ebenfalls, dass sich hinter Argumenten gegen ideologische Abweichungen allgemeiner Art gut spezifisch antijüdische Intentionen verbergen konnten“ (S. 182). Das polnische Judentum, zunächst zwischen Anpassung und Widerstand verfangen, hat sich zum größten Teil für das „Gehen“ entschieden, der Exodus muss massenhaft genannt werden, so dass das Judentum zu damaliger Zeit nur noch als ein Nischenphänomen aufscheint.

Helga Hirsch hat zahlreiche ausgewanderte Juden in Israel und Amerika aufgespürt, Gebliebene in Polen befragt und die Gespräch mit ihnen für die Anschaulichkeit ihrer Arbeit genutzt. Außerdem sind Unterlagen aus Archiven in die Darstellung eingegangen, die bislang wenig oder gar nicht bekannt waren; der Arbeit darf nachgesagt werden, dass sie Neuland beschreitet. Mir ist hierzulande keine Arbeit bekannt, die den Zeitraum zwischen 1945 und 1957 in dieser sachlichen und zugleich emphatischen Form behandelt hätte, wobei Vor- und Nachläufe mitbedacht sind. Dieser positive Eindruck kann auch nicht irritiert werden durch das Zahlenmaterial, das aus dispersen Quellen stammend in den meisten Fällen nur bedingt einen Vergleich unter einander gestattet; das Changieren zwischen Breslau, Stettin, „Schlesien“ und „Niederschlesien“ kann offenbar vorerst nicht ausgeschlossen werden.

Bochum/Hamburg

Joachim H. Knoll

*Frank-Lothar Kroll: Geschichtswissenschaft in politischer Absicht. Hans-Joachim Schoeps und Preußen* (= Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte, Bd. 61) Berlin: Duncker & Humblot 2010, 144 S.

„Der Historiker und Religionswissenschaftler Hans Joachim Schoeps zählt zu den profiliertesten Gelehrtenpersönlichkeiten der deutsch-jüdischen Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert“, mit diesen Worten beginnt die Arbeit von Frank-Lothar Kroll, der, heute an der Universität Chemnitz lehrend, unter den „Neuzeit“-Historikern sicher an erster Stelle die Tradition der ehemals herausragenden Geschichtsschreibung Preußens aufnimmt und fortsetzt. Bei Kroll waltet weder eine unkritische Verehrung Preußischer Gesinnung und Gesittung vor, noch fällt er in den Chor derer ein, die einzig Preußen für die deutschen Irrwege im 20. Jahrhundert haftbar machen wollen und der „posthumen Leichenschändung“ Preußens durch die Alliierten von 1947 lauthals applaudierten. Wenn Kroll die Preußen-Forschung von Otto Hintze über Gerhard Ritter bis zu Hans-Joachim Schoeps verfolgt und dabei mit Gelassenheit und Deutlichkeit, von viel historiographischer Kenntnis flankiert, die unterschiedlichen Konturen vorführt, dann wird am Ende auch seine eigene Art der Geschichtsbetrachtung deutlich, die sich etwa in der Passage über „Preussen als Idee“ (S. 73) zwischen intellektueller Empathie und kritischer Wissenschaftsdiagnose verortet.

Zunächst ist soviel richtig, dass der Historiker Hans-Joachim Schoeps, anklägerische und undifferenzierte, auch bis in der bundesrepublikanische Öffentlichkeit wahrnehmbare Kontroversen ausgelöst hat und dies nicht allein deshalb, weil er seine Pointen, die er in der preußischen Geschichte des 19. Jahrhunderts anders setzte als eine statisch-emotionsfreie Geschichtsbetrachtung oder die Verächter Preußens nahe legen mochten, sondern weil ihm Preußen Lebensproblem und Lebenselixier bedeutete.

Ob er freilich so eindeutig und stets Geschichte und Politik in seinem Lebenszuschnitt miteinander verbunden hat, wie das der vorliegende Titel „Geschichtswissenschaft in politischer Absicht“ aufnötigt, möchte ich angesichts so vieler von Geschichtswissenschaft und Politik unbeachteter Titel wie „Philosemitismus im Barock“, „Das war Christian Erlang“ oder die „Vorläufer Spenglers“ bezweifeln. Aber gleichzeitig ist auch richtig, dass selbst die großen Monographien zur preußischen Geschichte im 19. Jahrhundert („Das andere Preussen“), die Quellenzusammenstellungen („Aus den Jahren preußischer Not und Erneuerung“), zumal aber die kleineren Miniaturen über Hermann Wagener, Friedrich Julius Stahl oder den Freiherrn von Fechenbach-Laudenbach Vieles von der zeitüberdauernden Kraft der preußischen Idee oder seinem Verständnis eines „Theonomen Konservativismus“ vermitteln.

Und so ist es stets sein Schicksal gewesen, dass ihm die Kollegen die öffentliche Aufmerksamkeit neideten und die Politik ihn als einen unbequemen Visionär von sich wies. Vielleicht hat er gerade diese Dichotomie seines gelehrten Daseins genossen, denn Friedfertigkeit und Schablonenhaftigkeit kamen in seinem Tugendkatalog nicht vor.

Kroll verbindet in seiner Arbeit Lebensgeschichte, Zeitgeschichte und wissenschaftliche Arbeit miteinander und beleuchtet dabei unter anderem die „*Biographische Verortung*“ (Judentum, Jugendbewegung und „Konservative Revolution“, S. 17 ff), die *wissenschaftliche Profilierungen*, dabei auf die Preußisch-jüdische Symbiose und „Das andere Preussen“ sehend (S. 29 ff), die *Publizistischen Aktivitäten* (Vom Tatkreis über die Jungkonservativen Ordnungsmodelle, „Die Ehre Preußens“ bis zu „den dynastischen Planspielen“) und schließlich „*der preußische Traum*“ mit den zwei Fragezeichen-Überschriften „Kommt die Monarchie?“ und „Preußens Wiederkehr?“ (70 ff).

Das wird hier mit viel flankierender und widerstreitender Literatur unterlegt. Dabei treten zusätzlich zum historiographischen Profil die staatsrechtliche Dimension, auch die ordnungspolitischen Parameter und die sozialkritische Gegenwärtigkeit von Schoeps klar hervor.

Schoeps ist, wie ich oft beobachtet habe, ein „gnadenloser Publizierer“ gewesen, der zudem von der leider irrigen Annahme ausging, dass seine Leser auch sein Schrifttum kannten und sich beim Lesen vielerlei Bezüge hinzudenken konnten.

Seine missverständlichen Äußerungen über das Verhältnis von Judentum und Staat im Dritten Reich, die ihm viel Häme und Beschimpfungen eingetragen haben, nicht zum geringsten den Vorwurf, er habe ohne Bedenken mit dem Nationalsozialismus paktieren wollen, wie die Studenten ihm 1968 grobschlächtig entgegen schrien, können nur gerade gerückt werden, wenn man seine protestantisch anmutende Staatsethik ebenso hinzudenkt, wie seinen theonomen Konservativismus und seine ständischen Strukturmodelle, die er bereits am Ende der Weimarer Republik in Übereinstimmung mit den Jungkonservativen um W. Schotte und E. J. Jung durchspielte; Politik war bei ihm nie ohne Geschichte möglich.

Auch bei seinem Verhältnis zum Zionismus und dem Staat Israel muss man schon etwas genauer hinschauen, um ihm gerecht werden zu können. (Sh. hierzu den holzschnittartigen Beitrag von Michael Brenner, „Als deutsche Juden Schweizer sein wollten“, in NZZ, 12. 2. 2011).

Dass es sich gerade unter solcher Perspektive lohnt, den Nachlass von Hans-Joachim Schoeps einzusehen, der in der Handschriftenabteilung der Berliner Staatsbibliothek lagert, zeigt sich an der Arbeit von Kroll wie schon vordem an

Gideon Botschs Beitrag für die Centenarfeier des 100. Geburtstages von Hans-Joachim Schoeps über das Gründerpaar dieser Zeitschrift, Ernst Benz und Joachim Schoeps. Vielleicht ließe sich solchermaßen auch etwas mehr über die ersten Erlanger Jahre erfahren, über das Verhältnis von Schoeps und Diwald (i.e. damals auch Hans Demiron), über die „Auerbach-Affäre“ und das letztlich eher distanzierte Verhältnis von Schoeps und Louis Ferdinand v. Preußen.

Der Anhang (S. 81 ff) schöpft aus dem reichen Fundus bislang noch nicht publizierter oder gänzlich unbekannter Materialien, vor allem der Korrespondenz – übrigens hat Schoeps keineswegs alle Briefe auch abgeschickt, die im Konzept vorliegen. Wir treffen in diesen Quellen auf Freunde und Weggefährten aus Universität, Jugendbewegung und Politik (unter anderen E. R. Huber, F. Kreppel, C. Schmitt, Wolf Jobst Siedler, H. Brüning, H. Rauschnig, W. Hubatsch), auch auf einige Bekanntschaften, die man zu seinen „falschen Freunden“ aus den letzten Lebensjahren rechnen muss.

Angesichts dieser noblen und in der Sachlichkeit ausgewogenen Arbeit möchte man sich wünschen, dass in ansehbarer Zeit auch einmal ein Pendant über den Religionswissenschaftler Schoeps hinzutreten würde. Es würde sich vermutlich erweisen, dass man Schoeps einen der letzten „großen Enzyklopädisten“ nennen darf.

*Bochum/Hamburg*

*Joachim H. Knoll*

*Herbert Kopp-Oberstebrink/Thorsten Palzhoff/Martin Tremel (Hg.): Jacob Taubes – Carl Schmitt. Briefwechsel mit Materialien, München: Fink-Verlag 2012, 327 S.*

Carl Schmitt pflegte bis 1933 mit zahlreichen – in seinen Augen – irgendwie „jüdischen“ Intellektuellen näheren Umgang. Neben seinen engsten Jugendfreunden Fritz und Georg Eisler und dem befreundeten Verleger Ludwig Feuchtwanger sind hier (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) zu nennen: Eduard Rosenbaum, Moritz Julius Bonn, Kurt Singer und Edgar Salin, Melchior Palyi, Alice Berend, die juristischen Kollegen Ernst Landsberg, Erich Kaufmann, Albert Hensel, Erwin Jacobi, Heinrich Göppert, Walter Jellinek und Hans Kelsen, die Bonner Schüler Waldemar Gurian und Otto Kirchheimer, ferner Ernst Fraenkel, Leo Strauss und viele andere. 1933 brach Schmitt alle Kontakte um seiner nationalsozialistischen Karriere willen ab. Erst langsam entstanden nach 1945 dann wieder neue Beziehungen. Bemühungen Otto Kirchheimers um eine erneuerte Beziehung zu seinem alten Bonner Doktorvater scheiterten. Mit Alexandre Kojève korrespondierte Schmitt. Engeren, bald freundschaftlichen Kontakt nahm er Ende der 1950er Jahre zu dem amerikanischen Politikwissenschaftler und Schmitt-Forscher George Schwab auf. In den 1970er Jahren kam die Korrespondenz mit Hans Blumenberg hinzu. Erst allmählich werden diese Kontakte biographisch bekannt. Bei der Diskussion von Schmitts Verhältnis zu „jüdischen“ Intellektuellen war die Forschung lange mehr gerüchteweise ohne gesicherte Quellenbasis auf Walter Benjamin und Jacob Taubes fixiert. Mit Benjamin hatte Schmitt aber überhaupt keinen persönlichen Kontakt, während er Taubes erst 1978 im hohen Alter von 90 Jahren begegnete. Die Schmitt-Forschung ist den faktischen Beziehungen lange nicht nachgegangen und ging deshalb vergangenheitspolitischen Legenden auf den Leim. Noch in der Monographie von Raphael Gross über *Carl Schmitt und die Juden* spielen die faktischen Kontakte gegenüber den geistesgeschichtlichen Debatten und agonalen Gefechten kaum eine Rolle. Vor einigen

Jahren publizierte Rolf Rieß Schmitts Korrespondenz mit Ludwig Feuchtwanger. Eine weitere zentrale Quelle, das späte Pendant zu den Weimarer Debatten, liegt nun sorgfältig ediert mit dem Briefwechsel Schmitt-Taubes vor.

Schmitts Politische Theologie wurde in den letzten drei Jahrzehnten intensiv auch durch die Rezeption und Brille von Jacob Taubes gesehen. Taubes berichtete von seinem „stürmischen Gespräch“ mit Schmitt pointensicher und stiftete so eine Legende, die als esoterischer Geheimtipp im akademischen Gossip oder „Rumor“, wie die Herausgeber sagen, wirkte. Zwei posthume Publikationen zeigten die Richtung seiner Rezeption an: das Merve-Bändchen *Ad Carl Schmitt. Gegenstrebige Fügung* (1987) sowie die breiteren und tieferen Ausführungen in den vermächtnisartigen Vorträgen über *Die politische Theologie des Paulus* (1993). Taubes wurde dadurch für die geisteswissenschaftliche „Anschlussfähigkeit“ Schmitts an die bundesdeutschen Debatten ähnlich wichtig wie Ernst-Wolfgang Böckenförde für die juristische Rezeption.

Die vorliegende Edition stellt diese Rezeption nun auf eine exakte Basis. Sie enthält nicht nur 47 Briefe bzw. Briefentwürfe zwischen Taubes und Schmitt, fast alle aus den Jahren 1977 bis 1980, sondern ergänzt diesen Kern auch um aufschlussreiche Briefe und Texte zur Schmitt-Rezeption von Taubes: darunter einen Artikel „Leviathan als sterblicher Gott“ und die bekannten Texte über Schmitt als „Apokalyptiker der Gegenrevolution“. Diese Materialien sind so beachtlich wie die Korrespondenz selbst. Gemeinsame Bekannte wie Roman Schnur, Armin Mohler und Hans-Dietrich Sander vermittelten den Kontakt. Es dauerte aber über zwanzig Jahre, bis es zu drei persönlichen Gesprächen kam. Taubes berichtet, dass es letztlich Hans Blumenberg war, der ihn zur Aufgabe seiner „tribunalistischen Einstellung“ (S. 259) bewegte. Die direkte Korrespondenz belegt den langen Vorlauf und auch Schmitts langes Zögern, sich auf ein Gespräch einzulassen. Es zeigt Taubes' Bemühungen, den Kontakt durch editorische Projekte und Rezeptionsversprechen strategisch interessant zu machen. Es bedurfte starker Signale: Taubes distanziert sich brieflich von Gershom Scholem und pflegt den Umgang mit den Rechtsintellektuellen Armin Mohler und Hans-Dietrich Sander. An Mohler schreibt er mit katechontischer Ironie, dass die „seltene Species“ der Rechtsintellektuellen „erhalten bleiben soll, damit wir uns in der posthistorischen Welt nicht langweilen“ (S. 147). Als verbindende Themen exponiert Taubes Walter Benjamin, Hobbes, Spinoza, Erik Peterson, den „Schwanengesang auf 1848“ und die Sache der Politischen Theologie. Das Diskussionsfeld bezeichnet er auch durch weitere Autoren wie Leo Strauss und Hans Blumenberg. Das ganze Gewicht der Begegnung fällt aber in die Jahre 1978 bis 1980, nach Schmitts 90. Geburtstag. Das Gespräch mündet in ein Seminar und die Organisation von zwei nachhaltig wirkenden Colloquien über Hobbes und die Politische Theologie. Taubes selbst formulierte seine Erträge noch in seinen Vorträgen zur *Politischen Theologie des Paulus*. Das Gespräch mit Taubes war die wohl letzte große Herausforderung, die Schmitt annahm. Die späten Briefwechsel mit Blumenberg und Taubes zeigen ihn dabei noch ganz auf der Höhe seiner Themen und Autorschaft. Hier ist die „metaphysische Substanz“ (S. 29) der Konstellation in die Korrespondenz geborgen.

Die ergänzenden Briefe dokumentieren die Entwicklung von Taubes' Verhältnis zu Schmitt seit 1948 insbesondere in der Korrespondenz mit Armin Mohler und Böckenförde. Sie belegen das Scheitern einer Suhrkamp-Veröffentlichung an Schmitts Vorbehalten und bieten wichtige Quellen zur Organisation der beiden Colloquien, die als die ersten großen Tagungen zur Aktualität von Schmitts Politischer Theologie betrachtet werden können. Zwar schreibt Taubes gelegentlich

an Mohler selbst: „Wozu die großen Aufregungen, Nationalbewusstsein, Wiedervereinigung usw. usw.? Du weißt doch so gut wie ich, daß das alles Chimären geworden sind“ (S. 148). Die politische Theologie hält ihn aber dennoch in Atem. Die Staatslehre von Hobbes ist für ihn auch in ihrer Funktion der „Menschwerdung des Menschen“ ein zentrales Thema. Taubes möchte, analog zu Schmitts später Abhandlung über die „vollendete Reformation“, darüber eine Besprechungsabhandlung schreiben. Böckenförde antwortet entgegenkommend: „Der katechontische Index des Staates ist durchaus etwas, das im STAAT diskutiert werden kann und sollte“ (S. 157, vgl. 160). Ein Brief Mohlers aus dem Jahr 1986 deutet Grenzen von Taubes' Schmitt-Rezeption an (S. 203f). Taubes betrachtete Schmitt als einen politisch-theologischen Klassiker vom Range Hobbes' in Zeiten des „Weltbürgerkriegs“. Sein Projekt „Politische Theologie und Hermeneutik“ diskutierte die „Kontroversen“ und „Folgen“ in der geistesgeschichtlichen Engführung auf Hobbes und Spinoza.

In einem Brief an Piet Tommissen meinte Taubes zu seinen drei Gesprächen mit Schmitt: „Es ging um Juden/Judentumsfragen“ im Licht von Petersons Theologie. Die Korrespondenz konzentrierte sich dabei aber auf Hobbes und Spinoza. Man kann nur bewundern, dass der 90jährige Schmitt sich noch auf einen solchen philosophiegeschichtlichen Spezialdiskurs jenseits seiner juristischen Profession einließ. Sein letzter Vorschlag von 1980 betrifft das Thema, „dass Fichte sich seinen Moses Hess erweckt hat wie Hegel sich seinen Marx“ (S. 106). Auch hier deuten sich perspektivische Differenzen an.

Die Edition dokumentiert Taubes' Auseinandersetzung in sehr anregender Form; sie belegt darüber hinaus auch die initiale Bedeutung von Taubes für die Schmitt-Diskussion nach 1978. Heinrich Meiers bekannte Disjunktion von Schmitt und Strauss, politischer Theologie und Philosophie, markiert hier einen Abschluss. Taubes spielte Spinoza dabei gegen Strauss, Hobbes und Schmitt aus. Meier suchte die von Taubes angestoßenen Debatten zu begraben, indem er Schmitts Politische Theologie mit Strauss beisetzte. Für eine historische Gesamtbetrachtung der „Aktualität“ Politischer Theologie nach 1968 ist der Briefwechsel ein zentrales Dokument. Taubes übersetzte diese Aktualität mit Schmitt um 1980 aus dem theologischen Raum der „Kirchenintellektuellen“ in die Geisteswissenschaft konfessionell ungebundener Religionsintellektueller. Eine umfassende historische Studie zu dieser Umbesetzung des Diskurses über „Politische Theologie“ nach 1968 wäre akademisch lohnend.

Die Edition akzeptiert Taubes' Sicht von Schmitt als christlicher Gegenrevolutionär und Großinquisitor von klassischem Rang. Sie macht nicht die Gegenrechnung von Schmitts Interesse an Taubes auf. Sie dokumentiert die wirkungsgeschichtliche Rolle von Taubes für die Aktualisierung von Schmitts Politischer Theologie. Schmitt selbst bleibt in dieser geistesgeschichtlichen Vereinnahmung aber eher bedeckt. Er lässt sich auf die philosophiegeschichtliche Höhenlage des Klassikerdiskurses führen und verzichtet auf eigene Vorgaben der Gesprächsebene. Alle editorischen Bemühungen von Taubes um Schmitt scheitern. So steigt Schmitt nicht auf das Benjamin-Thema ein und lehnt eine kommentierte Neuauflage von *Hamlet und Hekuba* in der Bibliothek Suhrkamp ab, weil Unseld den Text „wegen des Bindegliedes zu Walter Benjamin“ (S. 171) schätzt. Hier sieht Schmitt sich falsch verortet und vereinnahmt und betont Unseld gegenüber ein anderes „Junktim“ (S. 192, vgl. 176).

Taubes und Schmitt begegneten einander auf dem vergleichsweise neutralen Terrain der Klassiker. In der Fokussierung auf Hobbes und Spinoza war ein agonales Gespräch in „gegenstrebigter Fügung“ unter Wahrung bestimmter Ta-

bus und Schmerzzonen möglich. Taubes formulierte die Erwartungen vor dem ersten Treffen 1978 vergleichsweise bescheiden: „Wir können nur hoffen, dass es uns gelingt, Aug in Aug, auch im Ungesagten, ein Stück Wahrheit, einen Zipfel nur vielleicht festhalten zu können.“ (S. 51) Mohler deutet die Grenzen rückblickend an: „Es ist kennzeichnend, dass J. T. – wie die meisten C. S.-Bewunderer – nur Schmitts Schriften der 20er Jahre wirklich ernst nimmt – die Schriften, die während des Dritten Reiches erschienen, und das nach 1945, was nicht Rechtfertigungsliteratur ist, beachtet er kaum. Er hält also ‚C. S. und das Dritte Reich‘ für einen Unglücksfall.“ (S. 203) Buchstäblich ist das zwar schon der zentralen Bedeutung des *Leviathan*-Buches wegen nicht ganz richtig, sachlich trifft es aber auch jenseits der nötigen diplomatischen Konzessionen die philosophiegeschichtliche Engführung des Gesprächs. Schmitt hatte eine breitere Klaviatur und verfügte nicht nur über den Gipfelblick der Meisterdenker. Taubes war für ihn nur der letzte Gesprächspartner in einer Reihe jüdischer Religionsphilosophen und Politischer Theologen, nicht der wichtigste. Die Edition zeigt: Schmitt war für Taubes ein Lebensthema. Umgekehrt lag es anders. Für Schmitt war das Gespräch mit Taubes mehr eine große Reprisé seiner Weimarer Debatten. Ob und wie die nationalsozialistische Erfahrung und der Holocaust in die Gespräche eingingen, ist aus dem Briefwechsel kaum zu ersehen. Er ist aber nicht nur ein wichtiges Dokument zu den letzten Debatten des „alten Partisanen“, sondern darüber hinaus auch eine zentrale Quelle zur Wirkungsgeschichte. Die Debatten um Schmitts Politische Theologie wird man heute anders führen müssen. Die Aktualisierung des Themas setzt heute die Historisierung der geistesgeschichtlichen Engführung voraus. Die Quellenedition markiert hier eine initiale Etappe in der Diskussion. Viele Publikationen der 80er Jahre müssen von Taubes' Weichenstellung her gesehen werden. Sein Brückenschlag zwischen Politischer Theologie und Hermeneutik geht eine Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte deshalb auch heute noch an.

Heidelberg

Reinhard Mehring